verflucht hätte, den Namen zu deuten. Einige sehen in dem Worte Vehme ein ab schäumen in dem Sinne, das die Gerichte das Land von gefallenen Menschen reinigen wollten; andere leiten es von dem lateinischen Fama (Gericht) ab, weil das Gericht auch Menschen zur Rechenschaft zog, die im bösen Leumund standen; noch andere leiten es von vemi gleich Wehe mir! ab, indem sie an die Strenge und die Härte des Gerichts dachten, und wieder andere suchen den Ursprung in dem schwedischen fem gleich fünf, annehmend, daß das Gericht aus fünf Richtern bestand. Jedenfalls ist die Auffassung, wie sie im Volke bestand und besteht, daß es ein Gericht war, welches über Leben und. Tod urteilte und die Schuldigen versehmte, also verdammte, verfluchte, verstieß, verbannte und bis zum Aeußersten verfolgte, bis daß sie die Schuld mit dem Leben bezahlten, die richtige. Es ist keiner unter den Geschichtsschreibern, der das über dem Fehmgericht schwebende Dunkel erhellen kann. Alles, was wir aus Urkunden und Sagen über das Fehmgericht wissen, betrifft nur das Aeußere desselben. Was wir aber gern wissen möchten, ist das Innere, die Handhabung des Fehmgerichts. Durch die Sage wird das eigentliche Wesen des Fehmgerichts mehr verunstaltet, als das etwas Sicheres mitgeteilt wird. Annehmen muß man, daß die Beweismittel zum Fällen des Urteils nur die Zeugen und der Eid waren. Dadurch, daß das Urteil gleich an Ort und Stelle durch die Frohndiener vollstreckt wurde, wurde mancher abgeschreckt, irgend etwas zu tun, daß das Sonnenlicht nicht sehen durfte. Das Gericht hielt selbst mächtige Fürsten zurück, Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen zu begehen. Solange sich das Gericht unparteiisch hielt und sich auf den Boden des Rechts stellte, war es für ein Land, in dem nur Macht vor Recht ging, eine Wohltat. Das sahen auch die schwachen deutschen Kaiser ein und schützten diese Gerichte sogar als Stuhlherren. Aber dieser Zustand wird wohl nicht allzu lange gedauert haben. Durch Neid, Haß und Egoismus geleitet, wichen bald die Freigrafen von dem Wege des Rechts ab und vergriffen sich am Leben und Gut ihrer Mitmenschen.

Die Fehmgerichte hatten ihren Sitz nur in Westfalen, dem Lande der roten Erde. Der Ausdruck „rode Erde" mag wohl von der roten Fahne kommen, mit welcher die Gerichte zum Zeichen der Hoheit und des Blutbannes belehnt wurden. Der Sage nach, ich sage ausdrücklich der Sage nach, soll auch zu Dortmund ein Hauptfreistuhl gewesen sein. Wenn auch in Urkunden der Freistuhl zu Dortmund genannt wird, so ist immer noch nicht damit gesagt, daß an jedem Freistuhl Fehmgerichte gehalten worden sind. Die Freigrafschaft Dortmund hatte sogar mehrere Freistühle, unter welchen der Spiegel der berühmteste war und den Namen kaiserliche Kammer und Oberfreistuhl führte. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts befand er sich in der Stadt, neben dem Rathause. In diese Zeit fällt auch die Errichtung des neuen Freistuhls auf dem Königshofe, vor dem Burgtore, unter den Linden. Man bezeichnete diesen Freistuhl kurz als „der neue Stuhl". Dieser neue Stuhl wird wohl nie der Sitz der Fehme gewesen sein; man hielt hier nur das offene und heimliche Gericht ab. Denn das Fehmgericht wurde nie an offenen Plätzen abgehalten, da sonst die Richter bekannt geworden wären. Und wir wissen, daß die Mitglieder vom Volke nicht gekannt, also heimliche Mitglieder waren. Kein Mensch wußte von den heimlichen Mitgliedern, sie selbst erkannten sich ja nur an gewissen Zeichen, die von keinem anderen gedeutet werden konnten. Stuhlherren über alle Freistühle in der Freigrafschaft Dortmund waren die Stadt selbst und die Familie von Lindenhorst, als Erbgrafen von Dortmund.

Der vom Kaiser eingesetzte Freigraf bekleidete das Richteramt des Fehmgerichts, allerdings der Form nach. Ihm zur Seite standen die Freischöffen, die auch „Wissende" genannt wurden, weil sie in das Gesetz und in die Verfassung eingeweiht waren, also darum wußten. Die niederen Gerichtsgeschäfte wurden von den Frohndienern verrichtet. Da alle Gesetze der Fehme und ihr gerichtliches Verfahren geheimgehalten wurden, führten die Gerichte mit Recht den Namen, heimliche Gerichte. Nicht jeder konnte Freischöffe oder Wissender werden. Wenn er schon als solcher aufgenommen werden wollte, mußte er den Beweis erbringen, daß er ein ehelichgeborener Freier war und auf der roten Erde das Licht der Welt erblickt hatte. Diese Freischöffen waren durch einen furchtbaren Eid gebunden, nichts über die Geheimnisse des Fehmgerichts verlauten zu lassen. Brach er diesen Eid, so konnte er gewiß sein, daß man seine Gliedmaßen verstümmelte oder ihn sogar mit dem Tode bestrafte. Weiter wissen wir vom Fehmgericht, daß jeder, der vor dem Fehmgericht angeklagt war, dreimal von den Freischöffen vorgeladen wurde. Auch diese Vorladung geschah geheim und unter besonderen Zeichen. Hielt es der Angeklagte nicht für nötig, auf Grund der Vorladung zu erscheinen, so wurde er vom Fehmgericht nach der dritten Einladung in die Acht erklärt, und jeder Freischöffe hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, den von der Fehme in die Acht erklärten, wo er ihn traf, zu erdolchen, oder ihn aufzuhängen und ein gewisses Zeichen zurückzulassen um anzudeuten, daß die Fehme ihn gerichtet habe.

In der ersten Zeit der Fehme wurden nur Wissende vorgeladen; an Nichtwissende störte man sich nicht. Aber das währte nicht lange; denn bald wurde die Grenze überschritten, und jeder, der sich des Ehebruchs, der Zauberei, des Mords, der Unzucht, des Todschlags und anderer Verbrechen schuldig gemacht hatte, ward vor die Fehme geladen. Die Wissenden wurden natürlich zeremonieller geladen als die Nichtwissenden, dafür aber auch strenger bestraft.

Wäre die Fehme in den Bahnen des Rechts weitergegangen, wie sie anfing in ihrer Entstehung, so hätte sie wirklich in der Zeit des Faustrechts zur Erhaltung der Ordnung und der Gerechtigkeit als ein dem Vaterlande dienendes Institut großes geleistet. Dadurch aber, daß sich die Diener der Fehme von Haß und Neid leiten ließen und viele Greuel verübt wurden, wurde die Fehme ein Schandfleck der deutschen Geschichte.

Auf der Höhe der Macht stand die Fehme wohl im 14. und 15. Jahrhundert. Sie hatte sich zur Zeit der Machtlosigkeit der Herrscher so großes Ansehen verschafft, daß alle vor der furchtbaren Fehme zitterten. So fest wurzelte die Fehme auf roter Erde, daß selbst Fürsten und Städte Deutschlands, die sich zusammen schlossen, ja sogar die schweizerische Eidgenossenschaft hatte sich angeschlossen, um im Jahre 1461 die Fehme zu vertilgen, nichts gegen sie ausrichten konnten. Ja die Fehme trotzte sogar einigen Kaisern, die ihrem Unwesen steuern wollten. Erst unter Maximilian I., der eine bessere Gerichtsverfassung und das peinliche Halsgericht einführte, hörte das Fehmgericht auf, zu bestehen. Das nachweislich letzte Fehmgericht wurde im Jahre 1568 in Zelle gehalten.

L.

Das Bauernhaus des westlichen Sauerlandes.

Das Bauernhaus des westlichen Sauerlandes — ich verstehe unter westlichem Sauerland das Gebiet westlich der Senne bis zur Grenze Rheinland-Westfalen — ist jenes Niedersachsenhaus, das in merkwürdiger Geschlossenheit ganz Nordwestdeutschland von dem Zuidersee bis Hinterpommern, von der Schlei bis zur Fulda beherrscht. Während das typische Niedersachsenhaus im Münsterlande immer aus Fachwerk besteht, so ist für das westliche Sauerland nicht so sehr der Fachwerkbau als vielmehr der massive Bruchsteinbau typisch. Wohl gibt es eine ganze Reihe Uebergänge, entweder besteht der untere Teil des Hauses aus Bruchsteinen, auf denen der Fachwerkbau mit den typischen Vierständern ruht, oder die Querwände wie die Seitenwände sind massiv und nur die Giebelwand besteht aus Fachwerk. Der massive Bruchsteinbau mit dem Einfahrtstor ist z. B. sehr schön bei einer Reihe von Bauernhäusern in Dresel b. Werdohl zu beobachten.

Auch im westlichen Sauerland herrscht der volle oder steile Giebel wie im Münsterland vor; daneben kommt aber auch noch der gebrochene Giebel, Walm, die typische Giebelform am Nordrand des Wiehengebirges, vor. Bezeichnenderweise fehlen jedoch völlig die Giebelzierden, in Form von Pferdeköpfen, Kränzen und anderen Zierden, wie sie wohl einem jeden in Erinnerung sind. Wenn auch die Strohdächer in verhältnismäßig größerer Zahl wie im Münsterland noch im südlichen Teil des westlichen Sauerlandes anzutreffen sind, so sind doch die schwärzlich dunklen Ziegeldächer vorherrschend. Mit wachsendem Wohlstand der bäuerlichen Verhältnisse (Industrie und gute Verkehrsverhältnisse) hat das Strohdach dem Ziegeldach weichen müssen. Das zahlreiche Vorkommen der Strohdächer nördlich des Ebbegebirges ist nicht durch den Hang der Bewohner am Althergebrachten zu erklären, sondern durch kulturgeographische Verhältnisse bedingt.

Das Bauernhaus des westlichen Sauerlandes, wie es uns in seiner charakteristischen Form entgegentritt, ist zweistöckig und erinnert uns sehr an das zweistöckige Bauernhaus des Hellwegs und des östlichen Sauerlandes.

Das große Einfahrtstor, das nach außen die Dele (sauerländisch Diäl) erkennen läßt, ist bei den meisten Bauernhäusern zugebaut. Der Kuhstall nimmt bei diesen Häusern die Giebelseite ein. Nach Aussagen der Bauern hat man diese Aenderung vorgenommen, weil es den Tieren zu kalt sei. Ich glaube aber kaum, daß diese Ansicht richtig ist, sondern meiner Meinung nach wird neben der Verkleinerung der Betriebe durch die Erwerbsmöglichkeiten in der Industrie (Kleineisenindustrie) die ausgesprochene Milchwirtschaft in erster Linie diese Veränderung mit sich gebracht haben. Eine Dele ist ursprünglich zum Dreschen bestimmt; mit der ausgesprochenen Milchwirtschaft, wie sie im westlichen Sauerland üblich ist, verliert sie aber ihre eigentliche Bedeutung, und um den Raum besser auszunutzen, hat man diese Veränderung vorgenommen. Die Länge und Breite der Delen sämtlicher Bauernhäuser reichen bei weitem nicht an die der münsterländischen Delen heran. Das steht natürlich alles im engsten Zusammenhang mit den natürlichen Gegebenheiten wie Bodenkultur, ungünstige Witterungsverhältnisse und auch mit der Größe der landwirtschaftlichen Betriebe.

Außer dem Hauptgebäude, das ursprünglich ein typisches sächsisches Einheitshaus war, d. h. Menschen und Tiere leben unter einem Dach, gehörten an Nebengebäuden ursprünglich noch der Spieker mit Backes (Backhaus) ein Haferkasten und ein Schuppen für die Karren und Ackergeräte hinzu. Der zweigeschossige Spieker enthält im unteren Geschoß den Backofen und die Backstube, im oberen die Kornkammern. Neben dem Backhaus, das bis ins vorige Jahrhundert dem Wohnhaus zugestellt war, ist auch der Haferkasten, der im untersten und obersten Stock je zwei oder drei abgeteilte Kästen für die Frucht enthielt, nur noch in wenigen Exemplaren vertreten.

Infolge der industriellen Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert wurde mancher Bauernhof unter die in der Industrie arbeitenden Söhne aufgeteilt. Natürlich waren dann die Räume des Bauernhauses, wie Stallungen, Dele, für einen Besitzer zu groß, und da war, um Kosten für An- oder Neubauten zu vermeiden, das Gegebene, das Haus selbst zu teilen. Infolgedessen findet sich auch eine ziemliche Anzahl von Bauernhäusern, die in der Längsrichtung durchgeteilt sind. Man hat einfach von der Mitte der Diele bis zur vorderen Giebelseite eine Mauer hochgezogen, und so waren zwei Wohnungen hergerichtet. Dies ist eine Eigentümlichkeit, wie man sie sonst in Westfalen nicht kennt. Auf die Zeit der Blüte der Kleineisenindustrie im 18. und 19. Jahrhundert gehen auch die Schmieden zurück, die entweder an das Wohnhaus selbst angebaut sind, oder ein Nebengebäude darstellen und noch heute für manchen Bauernhof des westlichen Sauerlandes typisch sind.

Was nun die Lage der Bauernhäuser angeht, so sind sie sozusagen halb in den Berg hineingebaut, um auch ihnen im Winter die Erdwärme zu sichern. Die Orientierung in west-östlicher Richtung, und zwar so, daß die Delentür der Wetterrichtung abgewandt ist und nach Osten oder Südosten liegt, ist eine häufige Erscheinung, bei jenen Bauernhäusern, die auf einem Bergrücken oder am Hang eines Berges liegen und dem Wetter mehr ausgesetzt sind. Diese Orientierung deutet in erster Linie auf eine Rücksichtnahme auf den vorherrschenden Westwind hin, damit das Vieh nicht so sehr der Zugluft ausgesetzt ist. Dr. E. S.

Alte westfälische Kanalpläne.

Im Jahre 1486 beabsichtigten die Soester, „einen Strom" von Soest nach Hamm anzulegen, vermittels des Soestbaches und der Alse einen Kanal mit der Lippe und so zum Rhein. Die beiden Soester Wasserläufe „Wurstekessel" und „Kützelbach" sollten mit eingeschlossen werden. Der Plan war zu schön, als daß er hätte zur Ausführung kommen können. — Nicht anders erging es dem Vorhaben, von dem 1733 Johannes Hübner in seinem Lehrbuch, der Geographie folgendes berichtet: „Vor kurzer Zeit ham den Westphälingern ein Raptus (Anfall) an, daß dem Commercis (der Kaufmannschaft) zum Besten ein kostbarer Kanal, von Dortmund nach Schwolle (Zwolle), sollte gegraben werden. Nachdem sie aber gesehen haben, daß diese Mühe vergebens ist, so sprechen sie nunmehr mit jenem Hausvater: Graben mag ich nicht." Es ist das gewissermaßen der erste Gedanke eines Dortmund-Emskanals. Dieser wurde am 11. August 1899 eröffnet. Da der Spiegel der Nordsee 70 Meter tiefer liegt, müssen die Schiffe auf einer Strecke von 271 Kolimeter diesen Unterschied überwinden. Die Strecke Dortmund—Henrichenburg liegt 14 Meter höher als die Strecke Henrichenburg—Münster; deshalb ist bei Henrichenburg ein Schiffshebewerk angelegt, das 4½ Millionen Mark gekostet hat. Die Schleusenkammer ist 70 Meter lang, 8,6 Meter breit und 3 Meter tief.

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.

Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 4 — April — 1930

Ostersitten und Osterbräuche in der Grafschaft Mark.

Von Heinrich Casack.

Wenn die Sonne im Frühling höher am Himmel emporsteigt und ihre wärmenden Strahlen in Feld und Wiese, Wald und Busch neues Leben wecken, dann feiern die christlichen Völker das Auferstehungsfest des Heilandes. Seinen Namen hat man von einer germanischen Frühlingsgöttin, der Ostera, abgeleitet. Sie soll um die Osterzeit segnend durch die Lande schreiten. Blumen und Bäume neigen sich demutsvoll und hoffnungsreich vor ihr, und der Mensch bringt ihr in Ehrfurcht Opfer. Diese Ableitung des Osternamens ist jedoch nicht ohne Widerspruch geblieben, indem man die Existenz dieser Göttin bei den Germanen überhaupt bezweifelt hat. Wer recht hat, mag eine offene Frage bleiben. Doch kann nicht geleugnet werden, daß mancher heimische Osterbrauch und Osterglaube seinen Ursprung in heidnischen Anschauungen unserer Vorfahren hat.

Eingeleitet wird das christliche Auferstehungsfest durch die Karwoche, die schon ganz unter seiner Herrschaft steht. Jeder Tag darin trägt hier bei uns einen besonderen Namen. Sie lauten: Palmsunndag, bloen Mundag, schäiwen Diensdag, krummen Middewiäke oder krummen Gundsdag, grainen Dunnersdag, stillen Fredag, Poschowend. Der Palmsonntag erinnert an den Einzug des Herrn in Jerusalem, darum tragen katholische Jungen und Mädchen in manchen Ortschaften unserer Gegend an diesem Tage „Palmsträuße" in den Gottesdienst, die aus Weidengerten mit schwellenden Kätzchen bestehen. Oben und unten werden die Ruten mit einem seidenen Band zusammengebunden und umschließen in der Mitte die sogenannten Palmäpfel, die in der Kirche gesegnet werden sollen, damit den Früchten der kommenden Ernte das Salz nicht fehle. Als Palmäpfel werden nach altem Herkommen die in der Mark besonders geschätzten Ochsenköpfe, das ist der rote Eiserapfel, verwandt, den man stellenweise auch den Paradiesapfel nennt. Da er sich sehr gut hält, war es in vielen Familien geheiligte Gewohnheit, die geweihten Früchte so lange aufzubewahren, bis neue gepflückt werden konnten. Die Weidenkätzchen aber dienten dem Hause als Schutz gegen Sturmesschaden und Feuersgefahr, auch steckte man sie in die Ecken der besäten Felder, um die Frucht gegen Hagelschlag zu „palmen".

Für die ganze Karwoche, deren Name Klage- oder Trauerwoche bedeutet, hatte die Kirche jegliches laute Wesen, jede weltlich fröhliche Festlichkeit streng verboten, und es bürgerte sich darum die noch heute allgemein in Gebrauch befindliche Bezeichnung der stillen Woche ein. Das höchste Ansehen genossen die letzten Tage vor dem Osterfeste. Da ist zuerst der grüne Donnerstag zu nennen, dessen festlicher Charakter seinen Ursprung noch in der altgermanischen Mythologie hat. Allgemein waren die Donnerstage dem Donar geweiht, ganz besonders aber der grüne Donnerstag. Fällt er doch gerade in die Zeit, wo der alljährlich wiederkehrende Kampf gegen die Frostriesen durch Thors Hammer zugunsten des lichten Frühlingsgottes Balder entschieden wird. Nun sproßt auch das erste Grün und wurde darum zum Würzen der Opfermahlzeit, die zu Ehren des Gottes gehalten wurde, mit Vorliebe verwandt.

Und im dreiten Kupferkessel,
Auf des Herdes glühen Kohlen
Brodelte mit Lauch und Mistel
das geweihte Opferfohlen.

(Weber, Dreizehnlinden V. 15.)

Bei der Christianisierung unserer Heimat hat es der Missionar dann mit großer Klugheit verstanden, an Stelle der heidnischen Feiern passende christliche zu setzen, deren Sinn und Ritus die ursprünglichen Anschauungen im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr zurückdrängten, verdunkelten und schließlich ganz zurückdrängten und schließlich ganz in Vergessenheit geraten ließen, so daß es später tiefgründiger Forschungen bedurfte, um den Zusammenhang heidnischer und christlicher Feste wieder aufzuhellen. Aehnlich ist es auch mit dem grünen Donnerstag gewesen. Da die Kirche für die dem Osterfeste vorausgehenden Wochen ein großes Fasten verordnete, mußte auch für den Donnerstag der Fleischgenuß verschwinden. Das junge Gemüse aber, ursprünglich nur die Beikost und Würze, durfte weiter genossen werden, und dieser Umstand hat dem Tage dann zu seiner Bezeichnung verholfen. Noch heute ist es hier und dort, z. B. auf der Enneper Straße, üblich, am grünen Donnerstag zum Eierkuchen Schnittlauch zu essen. Viel verbreiteter aber ist jetzt die Sitte, Winterspinat oder die sogenannten Sprunten zu genießen, welche die warme Frühlingssonne schon an den Strünken des Grünkohls hat hervorzaubern können. Sich des Fleisches zu enthalten, ist heute weniger die Regel, im Gegenteil, in manchen Gegenden unseres Vaterlandes darf am grünen Donnerstag zum grünen Gemüse der geräucherte Schweinskopf oder die Mettwurst nicht fehlen. Um so strenger aber wird das alte Gebot der Kirche am stillen Freitag auch heute noch beachtet. Da ist es herkömmlicher Brauch, kein Fleisch zu essen und zum Mittagsmahle Fische auf den Tisch zu bringen. Bis vor wenigen Jahrzehnten kamen dafür nur gesalzene Heringe oder Stockfisch in Frage, dieser mit zerlassener Butter für den bürgerlichen, jene mehr für den Haushalt der ärmeren Volksschichten. Seit aber die deutsche Hochseefischerei einen so erfreulichen Aufschwung genommen hat und die verbesserten Verkehrseinrichtungen den Versand frischer Fische ins Inland ermöglichen, ist auch diese alte Gewohnheit durchbrochen worden. Für das Abendbrot bildeten am Karfreitag Eier die Hauptspeise und zwar in vielen Familien in Form von blinden Fischen. Dieses echte westfälisch-märkische Gericht bestand aus ungezuckerten Zwiebäcken oder Scheiben aus Weizensemmel, welche in Milch geweicht und dann in der Pfanne mit Speck schwach geröstet wurden. Darüber kamen verrührte Eier, so daß eine Art Kuchen entstand, welcher recht wohlschmeckend ist, und von jung und alt mit Genuß verzehrt wurde.

Auch sonst wurde gerade der Karfreitag aus der Reihe der übrigen Tage der Osterwoche nach verschiedener Richtung hin herausgehoben. Sollte schon die gesamte Fastenzeit eine Zeit der ernsten Ruhe, der Versenkung in das Leiden des Heilandes sein, am stillen Freitag ruhte in evangelischen Kreisen alle Arbeit, und nur das Notwendigste durfte erledigt werden. An diesem Tage trug man schwarze oder doch möglichst dunkle Kleidung, und alle nur irgendwie im Hause abkömmlichen Familienglieder besuchten den Gottesdienst. Die Zahl der Abendmahlsgäste war so groß wie sonst nie im Kirchenjahre, wozu allerdings auch der Umstand nicht wenig beitrug, daß die Kinder, welche alter Sitte gemäß in den Landgemeinden meist am Palmsonntag konfirmiert wurden, zum ersten Male an den Tisch des Herrn traten. In katholischen Kirchen schwiegen von Gründonnerstag bis Ostersonntag die Glocken. Sie befinden sich dann nach dem Glauben des Volkes auf der Romreise. Ihren Dienst versahen während ihrer Abwesenheit die größeren Schulknaben, indem sie mit hölzernen Knarren durch das Dorf klapperten, um die Gottesfürchtigen zur Andacht zu rufen.

Ein eigenartiger Brauch besteht noch in dem an der Grenze der Grafschaft Mark liegenden Städtchen Menden. Dort finden am Karfreitag Prozessionen nach dem Kalvarienberge statt, in denen eine vermummte Gestalt als Strafe für begangene Sünden ein großes, schweres Kreuz tragen muß. Auch Halspe hatte in alten Zeiten seine Karfreitagsbesonderheit, worüber schon im Jahre 1805 im „Westfälischen Anzeiger" näher berichtet wird: „Auf Karfreitag stellet man seit undenklichen Zeiten aus der umliegenden Gegend, selbst von Hagen aus, zahlreiche Wallfahrten in der Kluterthöhle bei Küchelhausen an, die noch am letzten Karfreitage aus mehreren hundert Personen bestanden hatten, wobei vor dem Eingange war ordentlich markettentert worden. Wahrscheinlich hat diese unterirdische Prozession einen religiösen, mit der Benennung des Baches (Hilgenbeche) in Verbindung stehenden Ursprung, in dem man sich vielleicht zum Gedächtnisse des Begräbnisses Jesu auch dem Schoße der Erde anvertrauen wollte. Doch ist sich jetzt niemand einer solchen Absicht bewußt."

Dieser Bericht stammt von dem als Forscher heimatlicher Geschichte und Sitte durchaus ernstzunehmenden Schwelmer Konrektor Holthaus. Umsomehr muß man sich wundern, daß selbst die ältesten Bürger sich nicht entsinnen können, jemals von diesen unterirdischen Prozessionen etwas vernommen zu haben. Doch soll das Für und Wider über die Richtigkeit des Berichtes hier nicht näher erörtert werden. Wichtiger erscheint es mir vielmehr, die Fragen zu beantworten, wie man überhaupt dazu kam, nach der Kluterthöhle zu wallfahrten und was man dort wollte. Das letztere ist vielen älteren Leuten in Haspe noch gar wohl in der Erinnerung. Man wollte dort Eier tippen. Dazu gehören zwei, von denen jeder ein Ei in der Hand trägt. Der eine schlägt mit der Spitze seines Eies auf die Eispitze des Gegners. Wessen Ei zerspringt, der hat es verloren. Bei diesem Spiel wurden an der Kluterl solche Mengen verbraucht, daß Händler es für der Mühe wert erachteten, mit großen Körben voll Eiern zu erscheinen, um sie dort anzubieten. Auch in anderen Gegenden Deutschlands sind um die Osterzeit oder direkt an den Ostertagen Kampfspiele um Eier von alten Zeiten her üblich, in der Eifel und Schlesien z. B. das Wettlaufen um Eier. Im Münsterlande und in verschiedenen Ortschaften des Kreises Hamm wurde in früheren Jahren von der Dorfjugend, ja selbst von Erwachsenen auf der Straße „gebohelt". Dazu gehören 2 Parteien, die ein Boßelrad zwischen sich hin- und hertreiben. Es kommt nur darauf an, den Lauf des gewonnenen Rades möglichst schnell zu hemmen; denn von der Stelle aus, wo das Rad zum Halten gebracht wird, darf die Partei werfen. Die Gruppe, welche zuerst bis zu einem vorher bestimmten Punkte zurückgedrängt ist, hat das Spiel verloren. Solche Frühlings- und Osterspiele sind im ganzen deutschen Vaterlande zu finden. Wie die oben erwähnten, so tragen auch die meisten anderen den Charakter des Kampfes als gemeinsames Merkmal an sich, und das läßt den Schluß zu, daß sie aus den gleichen Anschauungen erwachsen sind. In diesem Falle dürften wir es mit einem Nachklang heidnisch religiöser Vorstellungen zu tun haben, nämlich mit der Vorstellung von dem Kampf des Wintergottes und Frühlingsgottes um die Herrschaft. Es ist sehr naheliegend, anzunehmen, daß diese Osterspiele ursprünglich an den Stätten ausgetragen wurden, die den Göttern geweiht waren, und so kann vielleicht mit einiger Sicherheit vermutet werden, daß sich auch an der Klutert eine solche Kultstätte befunden hat, zumal ein dort vorbeifließender Bach noch heute die Hilgenbeche heißt.

Mit dem Karsamstag erreicht die stille Woche ihr Ende; das Hochfest der christlichen Kirche ist da, und jubelnd rufen die Glocken über die keimenden Fluren: Christ ist erstanden. Wenn nun die Osternsonnenstrahlen durch das Fenster in die Stube fallen, und goldene Flecken an der Wand zittern, dann sagt die Mutter zu den Kleinen: „Das ist das Osterlamm." Auch jetzt man wohl ein Gefäß mit Wasser in den Sonnenschein, um darin das Osterlämmchen zu betrachten. Weit verbreitet ist der Glaube, daß das Wetter der Osterlage bestimmend für die kommenden Wochen sei. Ostern ist das Fest der Hoffnung, das Fest der frohen Stimmung. Mit dem Fasten ist es vorbei, bei dem Mittagsmahle durfte früher ein saftiger Kalbsbraten oder ein knuspriges Ziegenlamm nicht fehlen. Nach der langen Entbehrung weiß man den Genuß des Fleisches noch ebenso zu schätzen wie in früheren Jahrhunderten, von denen Fr. W. Weber singt:

Fastenspeise! Zwar genießbar
ist die Welt in manchen Stücken,
und mir deucht, zum Osterfeste
gibt es einen Hirschkalbsrücken.

Die Kinder aber freuen sich am meisten auf die Ostereier. Der Handel damit ist heute zu einem recht beachtlichen Faktor unseres Geschäftslebens geworden, und so sehr man das wegen der finanziellen Seite begrüßen muß, ein durch viele Jahrhunderte geübter sinnreicher Brauch ist doch damit aus dem engen Kreise der Familie gewissermaßen in die Oeffentlichkeit getragen und zu einer Geste geworden, bei der man sich meist herzlich wenig denkt. Von Zucker- und Schokoladeneiern oder gar von Attrappen wußte man früher im Volke nichts, man schenkte in unserer märkischen Heimat nur wirkliche Eier, die man in einer Zwiebelschalenbrühe hübsch gelbbraun färbte und mit einer Speckschwarte abrieb, damit auch der leuchtende Glanz nicht fehle. Um sie noch besonders zu verzieren, umwickelte man sie auch wohl mit einem Baumwollfaden. Das gewünschte Muster war dann nach dem Kochen in weißen Linien auf dem Ei sichtbar. In ähnlicher Weise wurden auch die zierlich zerteilten Blätter der Petersilie abgedruckt. Die so hergerichteten Ostereier wurden im Garten versteckt und von den Kindern unter großem Jubel mit vielem Eifer gesucht. Daß der Osterhase sie gelegt habe, ist mir als Kind in meinem heimatlichen Dorfe nie gesagt worden. Anderwärts scheint diese Anschauung jedoch von

altersher bestanden zu haben, und das ist auch möglich, gilt doch neben dem Ei der Hase als Symbol der Fruchtbarkeit. War der Nachmittagsgottesdienst vorüber, so versammelten sich die Jungen und Mädchen an ganz bestimmten Plätzen, Wiesen oder grasbewachsenen Bergabhängen. Hier kullerte man die Eier hinab und rannte mit ihnen um die Wette, um sie unten aufzufangen, oder man warf sie oft hoch in die Luft, bis man endlich betrübt feststellen mußte, daß auch das längste Kochen die Eierschalen nicht unzerbrechlich mache.

Mit Anbruch der Dunkelheit flammten auf den Bergen die Osterfeuer oder Poschfüer auf, für welche die Jugend das Reisig oftmals mit Leiterwagen zusammen fuhr; denn jede Feuergemeinschaft suchte ihren Stolz darin, in der Umgegend das größte Feuer zu haben. Hell leuchteten die Flammen in die Nacht und verkündeten den oftersrohen Menschen, daß des Winters Dunkelheit überwunden, ihre dämonischen Geister vertrieben und die Sonne wieder herrschen würde über die heimatlichen Gefilde. Beim Feuer selbst aber entwickelte sich ein fröhliches Treiben der Jugend. Hand in Hand sprang man durch den lodernden Brand, um gefeit zu sein gegen tückische Krankheit, und brennende Reisigräder rollte man auf die Felder, damit die Saat gut gedeihe.

Der 13. April ein heimatlicher Gedenktag von hoher nationaler Bedeutung.

Vor 750 Jahren, am 13. April 1180, wurde auf dem deutschen Fürstentag zu Gelnhausen (an der Kinzig) Heinrich der Löwe wegen seines Abfalls von Kaiser Friedrich Barbarossa seines Herzogtums Sachsen verlustig erklärt. Damit wurde in einer der früheften Parteiegnerschaften Deutschlands, der zwischen den Waiblingern und den Welfen, zuungunsten der letzteren entschieden. Die welsche Traumpolitik der Staufer siegte über eine wurzelechte nationaldeutsche Staatsauffassung im deutschen Norden. Barbarossa folgte dabei dem Grundsatz, zur Stärkung seiner Macht die großen deutschen Herzogtümer möglichst zu zerstückeln. Er zerschlug in Gelnhausen das vom Rheintal aus ostwärts bis an die Saale und Elbe und darüber hinaus bis an die Eider und Schlei sich erstreckende Sachsengebiet, dessen südwestlicher Teil — und damit auch unsere engere Heimat — er als neues Herzogtum Westfalen dem Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg übertrug. Der Name Sachsen ging damit auf Ostfalen (mit seinem Kerne um Wittenberg) über.

Durch dick und dünn waren dem Kaiser bisher, selbst gegen den Papst, die kölnischen Erzbischöfe gefolgt, unter ihnen der genannte Philipp noch um so mehr, als der Löwe die Grenze seines Herzogtums bis an den Rhein, also in die kölnische Kirchenprovinz hinein, vorzuschieben getrachtet hatte. In dem Augenblick aber, als die westfälische Herzogsgewalt an das Erzbistum überging, änderten die Erzbischöfe im wohlverstandenen Interesse ihres Stammbesitzes sowohl als eines nationaldeutschen Staates ihre Politik. Sie arbeiteten fortan unentwegt auf ein lebenskräftiges Land hin, das in ungefährer Wiederherstellung des ehemaligen Sachsenherzogtums das Kölner Gebiet mit Berg und Westfalen in sich schloß. Das bedeutete die Schaffung eines starken deutschen Staates in Rheinland-Westfalen als Stütze und Hort deutscher Einheit und als Bollwerk gegen Aneignungs- und Zersplitterungsgelüste mißgünstiger westlicher Nachbarn. Es war ein weitausschauender Plan, der unter Heinrichs nächsten Nachfolgern während vieler Händel zeitweilig etwas zurücktrat, um dann ein Vierteljahrhundert später von dem tatkräftigen Erzbischof-Herzog Engelbert von Berg um so entschiedener wieder aufgenommen zu werden. Dieser Plan ist erst 1815 durch Zusammenschluß der niederrheinischen und westfälischen Lande mit Preußen dauernd verwirklicht worden. Die (an sich verdiente) Entrechtung des Löwen heute vor dreiviertel Jahrtausend, die dem „Teile und beherrsche!" der Stauferpolitik dienen sollte, trug mithin den Keim des Gegenteils in sich: die Anstrebung einer deutschen Einheit vom Westen des Vaterlandes aus. Solchem Streben mußte der Kaiser Friedrich der Zweite, der Enkel Barbarossas, wenn er sich behaupten wollte, entgegentreten, und ein Bruch zwischen ihm und dem Kölner Erzbischof Engelbert schien deshalb unvermeidlich. Da erlag durch partikularistische Umtriebe rheinisch-westfälischer Eigenbrödler der Erzbischof 1225 am Gevelsberge dem Mordstahl. Der Tag von Gelnhausen, der heute 750 Jahre zurückliegt, und der Abend des Gevelsberger Lindengrabens, dessen Gedächtnis vor vier Jahren gefeiert worden ist, sind also innerlich zusammenstehende Markſteine in der vielhundertjährigen Geschichte des Strebens nach deutscher Einheit. Diese Einheit, die uns trotz allen Verlusten des Weltkrieges geblieben ist, bedeutet die Möglichkeit unseres deutschen Wiederaufstieges.

Reurik.

Fleutepiepkes maken.

Von Albert Ostheide.

Wenn der Frühling den Saft in die Weiden und Hollunderbäume steigen ließ, dann war für die westfälischen Jungen wie auch anderswo, die Zeit gekommen, hinauszuziehen in die Büsche und an die Bäche, um sich Hollunder- und Weidenzweige zu schneiden zur Anfertigung ihrer Weidenpfeifen, im Industriegebiet „Fleutepiepkes" genannt. Waren die passenden Zweige gefunden und geschnitten, dann galt es, zuerst die Pfeifen auf die richtige Länge zu schneiden und sodann kunstgerecht den Bast vom Holz zu lösen, ohne daß der Bast Risse und Sprünge bekam. Denn in dem Falle wäre alle Arbeit vergebens. Das Ablösen geschah durch gleichmäßiges Klopfen des Bastes, der immer wieder angefeuchtet werden mußte. Im Notfalle mußte der eigene Speichel dazu herhalten. Jungens sind ja bekanntlich nicht wählerisch in ihren Hilfsmitteln. Das Klopfen des Bastes geschah unter Absagen von Bastlöse-Reimen, wie sie über ganz Deutschland verbreitet sind. Die Jungen glaubten, daß nur bei der Anwendung dieser Sprüche oder Verse das Ablösen des Bastes richtig möglich wäre. Wenn man demnach diese Reime auch unter die Arbeitslieder rechnen kann, nach denen der Rhythmus der Tätigkeit geregelt wird, so scheinen sie doch vielmehr auf alte Zauberſprüche zurückzugehen. Denn für die Form der alten Zauberſprüche ist es bezeichnend, daß darin eine Geschichte — gewöhnlich von göttlichen oder übermenschlichen Persönlichkeiten — erzählt wird. Und nun soll der in der Geschichte erzählte Hergang die von dem den Spruch brauchenden gewünschte Wirkung erzielen, in unserem Falle also das Lösen des Bastes vom Holze. In ähnlicher Weise faßt das Wesen dieser Reime O Shell in seiner prächtigen „Bergischen Volkskunde" auf. Er sagt, als er von dem Anfertigen der „Huppen" oder „Flöten" oder gar „Waldhörner" spricht, folgendermaßen: „Dabei müssen die heute oft unverständlichen Bastlösereime herhalten. Das Elberfeler „Huppenlied" lautet:

Pipken, Pipken, Saape,
De Möller seet om Daake.
Pipken, Pipken, Ohligskruut,
Dat Kätken leep der Döaren eruut;
Un as dat Kätzken wederkohm,
Do war dat Pipken sädig,
so sädig, so sädig.

Es sind Spiel-, Arbeits- und Taktlieder und endlich vielleicht Ueberreste alter Beschwörungsformeln." Diese kennzeichnenden Merkmale tragen nun auch die Bastlösereime unserer Gegend. Ich lasse zunächst einen im alten Essen gebräuchlichen folgen:

Szible, szable, Sunne,
Min Mouder äs en Nunne,
Min Vader äs en Papen
Un kann izo nette Fleutepiepkes maken.
Aff! Aff! Aff!

Gelang das Ablösen damit noch nicht, dann aber fuhren die Jugen fort:

Do kann de olle Hexe
wet dat blanke Metze
Woll dat Kättken stecken.
Kättken leip den Tuhn herop,
Wollt den Pott afflecken.
Pottafflecken äs gedohn,
Fleutepiepken mott affgohn.

Ganz charakteristisch sind auch folgende zwei um 1880 in Buer noch gebräuchliche Reime, die ich nach mündlicher Wiedergabe aufzeichnete:

Siepe, sape, Sunne,
Mien Moder es ne Nunne,
Mien Voder es ne Pape
Kann Hüttlatüttkes maken.
Hüttlatütt! Spring in'n Pütt.
Kättken leip den Torn herob,
Wollt den Torn bedecken,
Torn bedecken was bald gedohn,
Piepken, woßte losgohn!
Da kam de olle Hesse,
Mit sine blanke Messer,
Wollt dat Kättken 'n Hals affschnien.
Dat Kättken reip Miau!
Ek wollt nich eenmal wierdauhn.
Piepken, woßte losgohn! (3mal).

Und:

Kättken, Hütlein
Tat springen in den Pütt.
Leip den Torn herop,
Wollt den Torn bedecken.
Do käm ne olle Her'
Mit sewwen lange Meß',
Wollt dat Kätken Hals affschnien.
Kättken segg: „Miau, miau!"
Wollt nich eenmal wierdauhn.
Piepken, woßte losgohn!

Do buten in de Wiesche
Do lag en Hündken dot,
Et Stättken war verfroren,
De Beenkes leggen bloot.
Do kam de Jahn, de Timmermann,
Und timmern't Hündken 't Stättken
wier an.
Piepken, woßte losgohn!

Zur Eigenart alter Zauberſprüche gehört auch in der zweiten Buer'schen Fassung die Drohung: „Ek segget di taum letzten Moal, Piepken, woßte los gohn! und ie dreimalige Anwendung der Zelle: „Piepken, woßte los gohn!" nach voranzegangenen Zellen. Aus der Ruhrgegend stammt (nach Wolf's Ztschr. 3, 53) der folgende Spruch:

Sippe, sappe, Sunne,
Min Moer is ne Nunne,
Min Vaer es 'n Pape,
die wollen Piepken maken,
Dat woll'ne nich geraen,
Do quam de Juff Jütte
Un smet et in dem Pütte.
Do quam de Juffer Gerderut,
Un trock et Piepken wir herut.
Do quam de dünne Hesse
Met dem langen Messe
Snet af, Kopp af, Stiärt af,
Alles bat deranne was,
Kättken laip den Bam herop,
Woll ein Bietken Sap hallen,
Da dat Kättken wier quam,
Was et Piepken ute.
Piepkenut, Huckenkruut!

In seiner Heimat Wiedensahl sammelte um 1850 der unvergeßliche Wilhelm Busch Märchen, Sagen, Volksreime usw., die 1910 unter dem Titel: „Ut oler Welt" erschienen sind. Aus dieser Sammlung möge hier zum Schluß der einzige darin enthaltene Bastlösereim folgen (Seite 160: Beim Flöten — machen gesungen zur Lösung des Bastes):

Zapp, zapp, Rieke
Up'n gälen Dieke
Was'n Man,
Häkte Kamm
Har drät Kinner,
Keint kam mi täo
Keint kam'n Köster täo.
De Köster smeet sin't in de Kulen,
Läit't verfulen,
Kam de ole Süäge l...,
Tog'r dat Bast af,
Ri, ra, rutsch af,
Bast af!
Fleutke pipe wutte gan!
Ek will deck up de Dören stan,
De Dören sall deck fleeken,
De Rabe sall deck freeten.
Zapp aff, zapp aff!
Kättken leip den Barg henup
Mit'n stumpen Meste
Sneit mech Hut un Hare aff,
Allens wat'r uppe satt.
Zapp aff, zapp aff.

Aus Westhofens Vergangenheit.

Aus geschichtlichen Ueberlieferungen wird wohl vielen bekannt sein, daß der Ort Westhofen früher ein Reichshof gewesen ist und mit Festungsanlagen versehen war. Wenige aber werden wissen, wo sich in unserer Stadt Baulichkeiten befinden, die als Zeugen jener Zeit anzusprechen sind. Ein kleiner Rundgang wird dem aufmerksamen Beobachter manches Stück Altertum zeigen, an dem sonst unbeachtet vorübergegangen wird. So befindet sich zum Beispiel hinter der Besitzung Brögelmann (jetzt Tabakwarengeschäft Gentrup) ein Bauwerk, das noch heute im Volksmund den Namen „Pulverturm" führt. Das Haus ist aus ganz rohen Sandsteinen gebaut; es hat ein vierseitiges spitzes Dach und ist mit einer Tür aus schwerem Eichenholz versehen, die nach der Sitte der damaligen Zeit mit dicken eisernen Nagelköpfen bedeckt ist. Ueber der Tür befindet sich in einem Sandstein eingehauen „Anno 1710". In der Mitte weist die Tür einen großen Brandfleck auf. Die dazugehörigen weiteren Bauten scheinen durch eine Feuersbrunst oder im siebenjährigen Kriege zerstört worden zu sein. Möglich ist, daß das Bauwerk ein Teil der Festungsanlagen ist, die den Ort Westhofen nach Norden zu geschützt haben. Die hinter dem „Pulverturm" gelegenen Gärten führen den Flurnamen „Im langen Hofe". Der lange Hof soll ein Wirtschaftshof gewesen sein und zu dem erst im Jahre 1830 abgebrochenen Schlosse gehört haben. Dies Schloß befand sich dort, wo jetzt die Häuser des Kaufmanns Nettmann und des Dr. med. Bachmann stehen. Die letzten Bewohner des Schlosses sind nach den Forschungen die Freiherren von Spiekern gewesen. Von ihnen dürften auch die noch jetzt bekannten Flurnamen „Im Spiek" und „Spieks Weg" herzuleiten sein. Im Volksmund haben die Häuser und Grundstücke an der nach dem Ortsteil Buchholz führenden Schloßstraße noch heute die Bezeichnung „Auf dem Schlosse".

Von besonderem Interesse dürfte auch ein Stein sein, der kürzlich bei Ausschachtungsarbeiten in der Nähe gefunden wurde und der folgende Inschrift trägt: A XVIX II (Anno 1592). Dieser Stein befindet sich jetzt in einer Einfriedigungsmauer am Hause des Dr. med. Bachmann.

Zu den ältesten Bauten in Westhofen zählt weiter ein Haus, das am Kirchplatze steht. Früher soll es als Renthaus gedient haben; heute wird es als Schule benutzt, die sogen. „alte" Schule. Das Mauerwerk besteht ebenfalls aus unbehauenen Sandsteinen. Ueber den Fenstern befindet sich, aus Sandstein gemeißelt, das Stadtwappen von Westhofen mit der Inschrift „Freyeit Westhoven" „Anno 1741".

Des ferneren dürfte ein Gebäude bemerkenswert sein, das sich hinter dem Fritzenkötterschen Hause an der Niederstraße befindet. Es stimmt in der Bauweise mit den ganz alten westfälischen Bauernhäusern überein. Ueber dem großen Scheunentor hat es die Inschrift: Jehova Cordis mei Unicum Solatium (Herr mein einziger Trost) — Philipp Ludwig König — Maria Catarina Pletenberg — Eheleute 1728. Das Gebäude hat heute ausgedient und wird wohl nicht mehr lange stehen bleiben. Nach den Nachforschungen soll es zu einer der alten Bauernhusenstellen gehört haben, in die die Gemarkung des Reichshofes Westhofen früher zerlegt war. In heute noch vorhandenen Teilungsurkunden wird auch der Name „König" genannt.

Für einen Altertumsforscher würde es eine dankbare Aufgabe sein, diesen Zeugen aus alter Zeit einmal nachzugehen; es würden sich dann gewiß in unserer alten Stadt noch manche Geschichtsdokumente finden, die wert sind, der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Cremer.

Bergbahnen.

Von Wilhelm Lienenkämper.

Mächtige Eichen wuchsen auf dem Berge. Ihr Wurzelwerk überzog wie Adern das Felsgestein, drang in die Erdspalten hinein und suchte Wasser für den Riesenleib. Der hielt sein Blätterdach der Sonne entgegen, die sich nur hie und da durchstahl, um die Flechten an dem Stamm zu bekringeln. Am Fuße des Berges zog der Fluß sein silbernes Band und bespülte das Ufergesträuch und die Farnkräuter. So leicht ließ er niemand von der anderen Seite herüber; denn das Bett war tief und der Strudel heimtückisch. Die Luft lag drückend schwül über der Landschaft, und die Tiere des Waldes verspürten keine Lust, irgend etwas zu unternehmen. Da verfärbte sich der Himmel, immer mehr, bis er tiefschwarz war. Das Wasser im Flusse erschien graugelb, die Wellenkämme schimmerten unheimlich weiß. Der Habicht duckte sich fest in seinen Horst, und das Getrieb am Boden und im Gesträuch verkroch sich ängstlich in sein Versteck. Da zuckte der Blitz durch die geschwängerte Luft, und Donars Hammer schlug donnernd auf. Dann brach der Wind los, wurde zum Sturm und fegte wütend um den Berg. Die Wurzeladern klammerten sich krampfhaft an den Boden. Da traf der Strahl einen Eichbaum, fuhr mitten hindurch und warf ihn krachend zu Boden. Vor er niederfiel, knickte das schwache Unterholz zusammen und starb mit dem Riesen, unter dessen Schutz es gelebt hatte.

Kampfhaft und kernig wie die Bäume des Waldes waren auch seine Menschen. Rings um die Bergspitze lag ihre Burg. Sehnige Arme hoben den Erdwall aus dem Boden und befestigten das Bollwerk mit Felsblöcken und Baumstämmen. Am Abhang sprudelte der Quell aus dem Gestein, nimmermüde und unerschöpflich. Donarsbrunnen nannten ihn die ergebenen. Er erquickte die Ermüdeten und heilte die Kranken. Versank der Sonnenball hinter den Bäumen, so versammelten sich die Menschen bei ihm zu Opfer und Andacht. Rauhe Kehlen sprachen in Andacht ihr Gebet, ungefüge Hände entzündeten mit kindlicher Hingabe den Holzstoß. Die Zweige und Blätter der Baumgestalten aber murmelten im Abendwinde und gaben kund, daß Donar die Worte vernahm. Dann deckte die schwarze Nacht alles zu: Die mächtige Eiche mit ihren Riesenadern, den unruhigen Fluß, den Quell mit den vregstimmenden Holzscheiten und die gläubigen Herzen der Bergbewohner. Mag er nur kommen, der Apostel mit dem blutigen Kreuze! Unsere Wälle sind hoch und unsere Arme sehnig. In unserm Herzen lebt die Liebe zu dem Berge, die ist stark wie der Eichbaum, unter dem wir wohnen. In unserer Seele wohnt die Ehrfurcht vor Donar, die ist unerschöpflich, wie der Quell, aus dem wir trinken!

. . . Sigiburgum, die alte Sachsenfeste am Zusammenfluß von Lenne und Ruhr! . . .

*

„O, wie entzückend dieser hohe Berg da oben! Ein Hotel mit Veranda. Hoffentlich erwischen wir noch einen Fensterplatz! Der Ort soll übrigens historisch sein, hat wenigstens ein Kollege von Fred behauptet. Hier sollen früher mal Sachsen gewohnt haben. Na ja, schert uns weniger, wenn nur die Seilbahn bald käme, ich bin das Stehen leid." — „Meine schönen Lackpumps werden vertrampelt. Wenn ich nachher tanze, meinen die Leute, ich käme aus einem Bauerndorf!" — Ein Gesprächsfetzen zweier Sonntagsausflügler, die mit der Bergbahn zur Hohensyburg fahren wollen! —

„Nein, wie beängstigend! Und doch wie so herrlich, dieses Schweben. Da unten die Wandervögel tun mir leid. Sieh mal, wie der eine unter seinem schweren Rucksack sich beugt" — „Könnten ja fahren, wie wir, dafür sind die Bergbahnen ja da. Sind scheinbar zu stolz dazu." — „Gnädige Frau, darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?" — „Danke sehr, das lange Warten und das Stehen in diesem Schwitzkasten ermüdet so sehr." — Die Gesellschaft ist unterwegs! —

„Herr Ober, sechs Plätze, möglichst nahe zusammen und mit Ausicht auf den See! Wenn möglich ohne Sonne! Schrecklich, wenn die Sonne einem ins Gesicht scheint." Man schiebt, beziehungsweise winkelt sich durch den dicht gefüllten Saal und nimmt Platz. Genießt einen Augenblick die Landschaft. „Ach ja, da sind auch Meiers! Elsa hat auch schon Nackenlocken, wie reizend ihr die stehen" Zu Kaffee und Kuchen schreit auch schon der Radiolautsprecher die Ouvertüre zu „Dichter und Bauer!" Man nimmt mit Unwillen wahr, daß soeben auch die Wandervögel mit erhitzten Gesichtern und staubbedeckten Schuhen angekommen sind. Die Ober sind plötzlich vielbeschäftigt, und das Publikum genießt wieder fensterwendend die Aussicht. Susi und Mia, zwei Backfische am Nebentisch, nehmen wieder Platz bei ihren Kavalieren. „Habt ihr schon Reiseplaketten?" — „Wir besuchten die Hohensyburg am 2. Mai 1929." — Die Herren der Schöpfung halten mehr vom Tanz, der seit einigen Minuten von einer Kapelle aufgespielt wird. „Wenn du einmal dein Herz verschenkst. . ." Es klingt schmalzig, der Stehgeiger treibt Rückengymnastik, und die Zuhörer summen süßlich mit. Die Wandervögel sind ohne Platz zu finden wieder hinausgegangen. Sie stehen bei der Burgruine, betrachten besinnlich das alte Gemäuer und wandern dann zur Dorfkirche und zum Petersbrunnen hinüber . . Man findet es hier oben recht nett! . . .

„Schade, daß wir den Abendzug erreichen müssen!" — „Schatzi, komm doch mal her, hier die Andenkenbuden. Wollen wir nicht diesen Klappertorch Bubi mitnehmen? Er ist doch reizend!" Der Familienvater hat nichts dagegen einzuwenden, kauft das Gummitier und heftet es zum allgemeinen Vergnügen der Gesellschaft auf seine Schulter. „Verpessen Sie nicht die Stoknägel," kräht es von der anderen Bude, „das Stück 25 Pfennig". Jeder findet es angebracht, einen solchen zu erstehen. Er wird sogar umsonst eingeschlagen! „Noch drei solcher Nägel, und mein Wanderstab ist voll. Das sieht nach etwas aus! Echte Wanderer! Man ist stolz und befriedigt. „Schade, daß wir den Abendzug erreichen müssen!" . . . Abschied von der Hohensyburg! . . .

*

Diese Bilder fielen mir ein, als ich kürzlich las, man beabsichtige den Bau einer Seilbahn zur Hohensyburg. Nun muß auch im Sauerlande das Klagelied von den Bergbahnen gesungen werden. Als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Plan der Zugspitzenbahn erstmalig auftrat, erhoben Natur- und Wanderfreunde ihre Stimme gegen das Projekt. Nun, die Bahn ist doch zustande gekommen. Die Fichtelbergbahn in Sachsen ist auch gebaut worden, obgleich der Landesverband Sächsischer Heimatschutz kräftigen Einspruch erhob. Wenn die Fremdenindustrie es will, kommt auch die Hohensyburgbahn zur Vollendung. Man wird mit derselben Taktik verfahren wie seinerzeit, da man Propaganda für eine Seilbahn von der Roßtrappe zum Hexentanzplatz machte. Die Interessenten sind selbstverständlich der Meinung, daß die Bahn die Gegend nur schöner mache und daß der Fremdenzustrom einen ungeahnten Aufschwung nehme. Es sei auch gar nicht störend, wenn ein Seilgerüst vom Hengsteysee hinaufführe: im Gegenteil, es würde die Landschaft nur belleben. Man wird in den Zeitungen lesen: „Seilfahrt in schwindelnder Höhe! Bei andrehender Dunkelheit auf dem See Venezianische Nacht! Neue herrliche Attraktion!" Allerdings hat der Provinzial-Ausschuß noch ein gewichtiges Wort mitzureden. An ihm liegt es, wenn die Industrialisierung der Natur mit ihren häßlichen Begleiterscheinungen weiter Fuß fassen kann.

*

Heinrich Federer sagt:

„Langsam, aber stetig stieg die Bahn. Doch die Menschen sind unverbesserlich. Ging ein Seitental auf, so war gleich wieder eine Störung der Bergwelt da, mit Zirkusfanz der Stadt und GigerlEitelkeiten, französischen Ladenschildern, Fabrikschächeichen, Momentphotographien . . .

. . . wo man so wagbalzig hinaufgeklettert ist und sich daß gefreut hat, so allein bei Wolken und Vögeln — Herrgott, war das schön! — Da hat dann nur noch das seidige und gekräuselte Fremdenvolk Platz, was gerade vom Kanapee kommt und welscht, pfui Teufel!"

Freistuhl, Freigericht und Fehmgericht in Westfalen.

Als Kaiser Karl der Große die Sachsen, die damals in die Völkerschaften: Ostfalen, Westfalen und Engern geteilt waren, unter Führung ihres Herzogs Wittekind unterwarfen, also auch Westfalen unter seine Oberherrschaft gebracht hatte, teilte er sein ganzes Reich in Gerichtsbezirke ein, die den Namen Freigrafschaften führten. Dem Richter, dem Obersten einer solchen Freigrafschaft, der den Namen Freigraf führte, lag die Justizpflege der Freigrafschaft ob. Das Gericht in einer Freigrafschaft nannte man Freigericht und den Ort, wo das Gericht abgehalten wurde, Freistuhl. Nachweislich finden wir im elften Jahrhundert den Freistuhl in Westfalen, als Inbegriff der höchsten Gerichtsbarkeit. Das Freigericht wurde wiederum in ein offenes und geheimes Gericht getrennt; beide fanden aber immer unter freiem Himmel statt. Der Unterschied zwischen beiden Gerichten war der, daß bei dem offenen Gericht das ganze Volk des Bezirks Zutritt hatte, während bei dem heimlichen Gericht nur das Gerichtspersonal zugelassen wurde. Das heimliche Gericht fand aber nur dann statt, wenn im offenen Freiding die Sache nicht entschieden werden konnte. Das Gerichtspersonal setzte sich zusammen aus dem Freigrafen, einer Anzahl Freischöffen, die mit dem Freigrafen das Recht aus dem Gebrauch und Herkommen schöpften und den Frohnbedienern, die die Beklagten vorladen und eventuell auch die verhängte Strafe vollziehen mußten. Bei ganz schwierigen Rechtsfällen, wenn im offenen Freiding nicht entschieden werden konnte, trat das erwähnte Gerichtspersonal, nachdem das Volk sich entfernt hatte, wieder an dem Freistuhl zusammen und beratschlagte das Urteil über den Beklagten. Man darf nun nicht annehmen, daß diese heimlichen Gerichte die sogenannten Fehmgerichte (oder auch Vemgerichte geschrieben) waren. denn zu der Zeit dachte man noch nicht daran. Es liegt aber sehr nahe, daß sich das Fehmgericht aus diesen heimlichen Gerichten entwickelt hat. Falsch ist es aber, wenn man das gewöhnliche Freigericht mit dem Fehmgericht verwechselt.

Die Grafen von Volmarstein besaßen einen solchen allgemeinen Freistuhl in ihrem Bezirk.

Solange der Kaiser stark war, hielt sich das Freigericht in bestimmten Grenzen. Als aber die Hohenstaufen anfingen, sich mehr um Italien als um das Wohl des deutschen Reiches zu kümmern und ihre ganze Kraft nach Italien verlegten, ist es ja leicht erklärlich, daß die Freigrafen anfingen, ihre Macht immer mehr auszudehnen und in ihren Freigrafschaften selbständiger zu regieren. Es gelang ihnen auch, da ihnen ja von Seiten des Kaisers keine Hindernisse in den Weg gestellt wurden, weil sie eben zu sehr in Italien beschäftigt waren. Und so kam es, daß sich die Freigrafen allmählich in ihren Gerichtsbezirken zu selbständigen Landesherren erhoben. Die verschafften sich durch Unterwürfigkeit vom Kaiser die Belehnung und wurden so erbliche Grafen ihres Gerichtsbezirks Sie wiederum als erbliche Grafen belehnten die Freistühle mit Gaugrafen, die ihnen selbstredend ganz ergeben waren. Den Titel Freigraf führten auch die vom Kaiser angestellten Richter, im Gegensatz der von den lehnspflichtigen Landesherren ernannten Gaugrafen. Die zu Landesherren erhobenen Grafen suchten nun nach und nach ihr Land zu vergrößern, wie sie es nur konnten. Eine vergrößerte Grafschaft benötigte dann auch mehrere Freistühle. So hatten die Grafen von Volmarstein zwei Freistühle: einer war in Volmarstein selbst und der andere in Hapebei Hagen.

In Westfalen war auch wie im ganzen Deutschen Reich durch das Faustrecht große Unordnung und noch größere Ungerechtigkeit entstanden. Als Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst Deutschlands, infolge seiner vielen Gewalttätigkeiten und harten Bedrückungen zu Fall gebracht worden war, war dieser Sturz wohl die Veranlassung bei den Edelgesinnten, durch eine bessere Justizpflege das verderbliche Unwesen zu beseitigen. Und um eben ganz rücksichtslos durchgreifen zu können, muß in dieser Zeit das mächtige Institut der heiligen Fehme entstanden sein. Die Namen: Freigericht, Freistuhl,Freischöffe, Frohndiener usw. behielt man bei. Ueber die Entstehung des Namens Fehme (Bem, Behm) herrscht noch großes Dunkel; es soll aber damit nicht gesagt sein, daß man noch nicht